

VOR DER REISE:

DAS DENKEN DER »EI(GE)NEN WELT«

Ausgangspunkt und Zielbestimmung

Die Insel Kiloland liegt im Süden der Azoren vor der afrikanischen Westküste. Obwohl sie auf den ersten Blick wie eine ganz normale Insel anmutet, hat es mit ihr eine besondere Bewandtnis: Sie wurde erst im Frühjahr 2000 »entdeckt« – und geriet prompt in die Schlagzeilen. So berichtete etwa die »Süddeutsche Zeitung«, dass es auf Kiloland zu Spannungen und gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen der Mehrheit der Adonia und der Minderheit der Butonia gekommen sei (vgl. Süddeutsche Zeitung vom 22.2.2000). Angesichts der bürgerkriegsähnlichen Zustände, so der Bericht weiter, habe die Regierung Kilolands die Vereinten Nationen zu Hilfe gerufen. Die Vereinten Nationen wiederum hätten die Entsendung einer internationalen Friedenstruppe beschlossen und der NATO sowie der Westeuropäischen Union (WEU) ein entsprechendes Mandat erteilt. Aber wie der Zufall es wollte, war die NATO zu diesem Zeitpunkt schon anderweitig engagiert. Dies zumindest war der Wochenzeitung »DIE ZEIT« zu entnehmen, die zu berichten wusste, dass der »Schurkenstaat« Yellowland Südeuropa mit Massenvernichtungswaffen bedrohe und die ganze Aufmerksamkeit des nordatlantischen Bündnisses für sich in Anspruch nehme (vgl. Stelzenmüller 2000). Also habe die WEU nach Absprache mit der Allianz beschlossen, den Frieden auf Kiloland unter Rückgriff auf NATO-Mittel im Alleingang wiederherzustellen.

Die Meldungen bezüglich des ersten Einsatzes der europäischen Militärorganisation waren widersprüchlich: Während in der »Süddeutschen Zeitung« zu lesen war, es seien zunächst 10.000 Soldaten zum

Einsatz gekommen, berichtete »DIE ZEIT«, der Einsatz habe mit der Offenbarungsfrage geendet, wer derzeit überhaupt in der Lage sei, Soldaten zu stellen. Zudem, so »DIE ZEIT« weiter, sei es über den Alleingang der WEU zu schwerwiegenden Meinungsverschiedenheiten im NATO-Rat gekommen. Besonders strittig seien dabei die Fragen gewesen, ob der stellvertretende NATO-Oberbefehlshaber in Europa im Falle einer Ausleihe an die WEU als »NATO-Einrichtung« gelte und ob die NATO wegen des eigenen Einsatzes ein jederzeitiges Rückrufrecht beanspruchen dürfe. Im Eifer dieser Wortgefechte geriet das kaum entdeckte Kiloland wieder in Vergessenheit. Über den Verlauf der Auseinandersetzungen zwischen den »Volksgruppen« wurde an prominenter Stelle nie wieder berichtet, und auch das Schicksal einer kleinen Gruppe »europäischer Zivilisten«, die Gefahr gelaufen waren, zwischen die Fronten zu geraten, schien bis auf den heutigen Tag keiner weiteren Meldung wert. Zudem darf angenommen werden, dass von der Insel Kiloland – wie vom »Schurkenstaat« Yellowland – auch in Zukunft nicht mehr allzu oft die Rede sein wird. Denn auch wenn diese Insel zunächst wie eine ganz normale Insel anmutet, so existiert sie nicht »wirklich«. Vielmehr stellen die ethnische Mehrheit der Adonia und die ethnische Minderheit der Butonia, stellen Kiloland und Yellowland nichts anderes als *Konstruktionen* dar – konstruiert für eine gemeinsame Übung von NATO und WEU, die im Frühjahr 2000 unter dem Codenamen *CMX/Crisex 2000* auf dem NATO-Intranet *Chronos* »durchgespielt« wurde.

Das »Krisenmanagement-Spiel« *CMX/Crisex 2000* bringt die derzeitige Verfasstheit der Weltpolitik auf den Punkt. Auch die in seinem Rahmen einmal mehr zu Tage getretenen Differenzen zwischen der EU einerseits und den USA andererseits passen ins Bild der neuen Unübersichtlichkeit, die Benedict Anderson als »New World Disorder« (Anderson 1992) bezeichnet hat und in der um nicht weniger als um eine neue Weltordnung gerungen wird. Den letzten Fixpunkt der nun schon über zehn Jahre währenden Ordnungssuche stellt »1989« dar – eine Zahl, die freilich nicht ausschließlich der Fixierung eines Zeitpunkts dient. Sie wird oft zur Bezeichnung des Prozesses verwendet, in dessen Zuge das Koordinatensystem der »alten Weltordnung« seine Ordnungsfunktion schon auf Grund der Tatsache verloren habe, dass eine seiner beiden Achsen, der real existierende Sozialismus, schwächer geworden und schließlich zusammengebrochen sei. Damit

habe der Kapitalismus ebenso endgültig gesiegt, wie das durch ideologisch-politische Kriterien charakterisierte Prinzip der alten Ordnung hinfällig geworden sei. An seine Stelle seien, so wollen es nicht nur die Architektinnen und Architekten von *CMX/Crisex 2000*, zivilisatorisch-kulturelle Konflikte getreten.

Es ist aber nicht nur die angewandte Außen- und Sicherheitspolitik, die zivilisatorisch-kulturelle Unterschiede als neuen (Un-)Ordnungsfaktor der internationalen und globalen Politik ausgemacht hat. Die Rede von der Wirkungsmacht kultureller Demarkationslinien findet sich auch in einer Vielzahl (politik-)wissenschaftlicher Publikationen. Ob Bassam Tibi (1995) den »Krieg der Zivilisationen« diagnostiziert oder ob Francis Fukuyama (1995) von einem »Konflikt der Zivilisationen« spricht: die Idee eines neuen kulturellen Koordinatensystems scheint sich insbesondere innerhalb der (Teil-)Disziplin der Internationalen Beziehungen großer Popularität zu erfreuen. Den entscheidenden Impuls dürfte der Politikwissenschaftler Samuel Huntington gegeben haben, der die neue Wirklichkeit der internationalen Beziehungen in seinem Aufsatz »The clash of civilizations?« (Huntington 1993) ebenso apodiktisch wie öffentlichkeitswirksam auf den Punkt brachte. Nach dem Ende des Kalten Krieges, so Huntington, sei diejenige Bruchlinie wieder relevant geworden, die bereits um 1500 das westliche vom orthodoxen Christentum sowie dem Islam getrennt habe. Der »Samtene Vorhang der Kultur« habe den »Eisernen Vorhang der Ideologie« ersetzt, der allerdings – wie die Entwicklungen in Jugoslawien gezeigt hätten – keineswegs buchstäblich »samten« sei: »As the events in Yugoslavia show, it is not only a line of difference; it is also at times a line of bloody conflict« (ebd.: 31). So sei abzusehen, dass große Konflikte künftig entlang denjenigen kulturellen *fault lines* auftreten, die die großen Zivilisationen voneinander trennten.

Wirft man einen Blick auf die neue globale (Un-)Ordnung, so hat es den Anschein, als treffe Huntingtons Diagnose ins Schwarze. Denn es ist nicht nur der Blick auf das ehemalige Jugoslawien, der sieht, dass die neuen Bruchlinien tatsächlich kultureller Art sind; dass »die Kultur« tatsächlich an die Stelle »der Ideologie« getreten ist. Auch anderswo auf der Welt scheint diese Diagnose die objektiv richtige zu sein. Sei es an der indisch-pakistanischen Grenze, sei es in Indonesien, sei es im Sudan oder sei es in Nigeria: täglich scheinen kulturelle Identitäten entlang blutigen Konfliktlinien »aufeinanderzuprallen«. So nimmt es

kaum Wunder, dass latente und manifeste Konflikte seit dem Ende des Kalten Krieges zunehmend in kulturellen Begrifflichkeiten gefasst werden – wobei das Vokabular von der scheinbar harmlosen und wertneutralen Bezeichnung des »ethnischen Konflikts« bis hin zur drastischen, Assoziationen an die *Lingua Tertii Imperii* (Klempner 1975) hervorrufenden Katachrese der »ethnischen Säuberung« reicht.

Gerade die Rede von »ethnischen Säuberungen« vermag den Eindruck, dass »wir« in einer Welt von »aufeinanderprallenden Kulturen« leben, noch zu verstärken. Dennoch bleibt die Diagnose einer kulturellen *Fragmentierung* der Welt nicht unumstritten: Die Ausführungen Huntingtons haben eine breite Diskussion hervorgerufen. Zwar kann von den Kritikerinnen und Kritikern der These vom *clash of civilizations* kein homogenes Bild gezeichnet werden – reichen die Erwartungen doch von einem verstärkten internationalen bzw. interkulturellen Austausch, d.h. von der Versöhnung, der Geselligkeit und der harmonischen Reziprozität zwischen einzelnen Nationen und Kulturen, über die tendenzielle bis hin zur vollständigen Auflösung kultureller Unterschiede im »globalen Dorf« der »Weltgesellschaft«. Was allerdings viele, die der These vom »Kampf der Kulturen« skeptisch bis ablehnend gegenüberstehen, zu einem scheint, ist der positive Bezug auf einen Begriff, dessen Popularität vom Stammtisch über die Nachrichtensendung bis hin zum sozialwissenschaftlichen Seminar ihresgleichen sucht: den Begriff der *Globalisierung*.

Die diversen Bilder des Ausgleichs, der Vernetzung oder der »Entgrenzung«, die im Rahmen der Globalisierungsdebatte gezeichnet werden, können ebensowenig überraschen wie das konflikthafte Welt-Bild »aufeinanderprallender Kulturen« – schließlich sind Prozesse der Entgrenzung und des Ausgleichs auf den ersten Blick ebenso evident wie solche der Fragmentierung. So hat es etwa in ökologischer Hinsicht den Anschein, als sei mittlerweile offensichtlich geworden, was mindestens zwei Generationen von Ökologiebewegten vergeblich zu vermitteln suchten: dass sich Umweltprobleme weder auf nationalstaatliche Territorien noch auf einzelne Kontinente beschränken lassen. Gleiches gilt für den Bereich der (elektronischen) Kommunikation: Auch hier spekulierte der Medientheoretiker Marshall McLuhan bereits zu Beginn der 1960er Jahre über das kommunikationsbedingte Zusammenwachsen der Erde zum »globalen Dorf« (McLuhan 1962).

Aber erst heute, in den Zeiten von *flat rates* und *start ups*, wird sichtbar, »wie klein die Welt doch ist«.

Am offensichtlichsten scheinen schließlich die ökonomischen Formen globaler Vernetzung. Zumindest sind sie es, die am intensivsten diskutiert werden – was damit zusammenhängen mag, dass die wirtschaftliche Globalisierung für Probleme verantwortlich gemacht wird, deren Lösung bzw. Unlösbarkeit als besonders dringlich bzw. schmerzlich erachtet wird. Aber auch im Rahmen der Politik(-Wissenschaft) geraten Prozesse der »Entgrenzung« und des »Zusammenwachsens« zunehmend in den Fokus des Interesses. Der Politologe Werner Weidenfeld etwa hält in expliziter Opposition zu Huntington fest, dass ein engeres Zusammenfinden der Kulturen sowie die Erstellung gemeinsamer Konfliktlösungsmechanismen ein bestimmendes Thema der Agenda internationaler Politik seien (vgl. Weidenfeld 1999: 3). Dabei gelte es darauf zu achten, »dass die unterschiedlichen Anpassungsgeschwindigkeiten an die Globalisierungsprodukte nicht im Sinne von Macht- und Dominanzinstrumenten missbraucht werden« (ebd.).

Kurz: Interventionen gegen die These vom »Kampf der Kulturen« werden überall dort artikuliert, wo es um mögliche Zukünfte politischer, gesellschaftlicher und ökonomischer Welt-Ordnung geht. Aber vielleicht kann der hoffnungsvolle Tenor, der die Einschätzungen Weidenfelds kennzeichnet, als symptomatisch für diejenigen Positionen gelten, die im Rahmen der sozialwissenschaftlichen bzw. soziologischen Debatten zum Tragen kommen. Dort scheint unter dem Stichwort der Globalisierung weniger der »Kampf der Kulturen« als vielmehr der »Ausgleich zwischen den Kulturen« antizipiert zu werden (vgl. Nassehi 1998). Mit anderen Worten: Gerade die sozialwissenschaftlichen Beiträge sind vielfach durch die Hoffnung gekennzeichnet, die Welt sei im Zuge der Globalisierung zu derjenigen »Einen Welt« zusammengewachsen, deren Bild (wenn auch als Provokation) bereits in den 1970er Jahren von den Ökologie- und »Dritte-Welt«-Bewegungen gezeichnet wurde – oder zumindest durch die Hoffnung, diese »Eine Welt« könne in nicht allzu ferner Zukunft Wirklichkeit werden, wenn nur die Maxime »Global denken, lokal handeln!« konsequent in die Tat umgesetzt werde.

Doch so »schön« das Bild oder die Vision einer Welt, in der die Kulturen im Dialog begriffen sind, auf den ersten Blick auch sein mag: Es stellt sich die Frage, ob diejenigen, die Huntington vorwerfen, er

lege kulturelle Arroganz an den Tag, wo »eigentlich« Verständnis und Ausgleich herrschen sollten, letztlich über die Thesen des von ihnen Kritisierten hinauskommen können. Damit sei nicht angedeutet, die Kritikerinnen und Kritiker Huntingtons argumentierten nicht »besser« im Hinblick auf eine »aufgeklärte« Moral. Im Gegenteil: Ihre Einwände beruhen meist auf den Grundsätzen einer universalistischen Liberalität, die eine an partikularistischen, (national-)kulturellen Interessen orientierte Machtpolitik ausschließen und ihr die wohlwollende Achtung anderer ethnischer Traditionen entgegensetzen möchte – ganz im Sinne der Gleichheit und Freiheit aller Menschen.

Wenn also die Frage gestellt wird, ob die Kritikerinnen und Kritiker Huntingtons über die Thesen des von ihnen Kritisierten hinauskommen können, dann nicht deshalb, weil ihnen eine Verfehlung humanistischer Ansprüche unterstellt würde. Was ihnen hingegen unterstellt wird, ist das Folgende: *Obwohl* (oder, besser gesagt, gerade *weil*) sie vor dem Hintergrund einer universalistisch-aufklärerisch-humanistischen Folie argumentieren, tun auch sie letztlich nichts anderes, als essentialistische (National-)Kulturen zu *verorten*, d.h. an einen bestimmten, »eigenen« und »eigentlichen« Raum zu binden. Auch sie unterstellen *wie selbstverständlich* die ontologische Existenz verschiedener Kulturen; auch sie gehen *wie selbstverständlich* davon aus, dass die jeweilige »Kultur«, die jeweilige »Zivilisation« oder auch die jeweilige »Gesellschaft« eine ontologische Einheit darstellt: einen identitätsstiftenden, normativ stärker oder schwächer integrierten, letztlich aber durch *gesellschaftliche Gemeinschaft* harmonisierten Zusammenhang. Konzepte, die das Konstrukt gesellschaftlicher Gemeinschaft und Integriertheit transportieren, können aber nicht dazu beitragen, (national-)kulturelle Grenzen zu überwinden. Sie müssen im Gegenteil dazu beitragen, kulturelle Demarkationslinien aufrechtzuerhalten – und zwar insofern, als die Möglichkeit eines »kulturellen Konflikts« in diesem Konstrukt unter der Hand immer schon angelegt ist: »Wie die alten Lobsänger der Rasse halten die gegenwärtigen Fanatiker der kulturellen Identität den Einzelnen im Gewahrsam seiner Zugehörigkeit« (Finkelkraut 1989: 111). Damit müssen sich die Konzepte des Ausgleichs zwischen den Kulturen letztlich als Bestandteil desjenigen Problems erweisen, das zu lösen sie angetreten sind.

Vor diesem Hintergrund drängen sich nicht nur gegenüber dem Konfliktszenario eines Samuel Huntington, sondern gerade auch ge-

genüber den »besseren«, auf Ausgleich bedachten Argumentationen seiner Kritikerinnen und Kritiker zwei Fragen auf: Sollte die offensichtliche Existenz unterschiedlicher politisch-kultureller Räume oder Regionen, die vermeintlich natürliche Politische Geographie der Erde also, tatsächlich die Stifterin einer gleichsam naturgegebenen Wahrheit sein? Und zweitens: Stellen (National-)Kulturen tatsächlich selbstgenügsame Entitäten dar, ausgestattet mit gesellschaftlicher Gemeinschaft und integriert durch spezifische kulturelle Deutungsmuster? Diese Fragen drängen insbesondere dann auf, wenn in Betracht gezogen wird, dass es sich ebensogut ganz anders verhalten könnte. Daher sei an dieser Stelle gefragt: Wäre es nicht ebensogut möglich, dass die vermeintlich natürliche Ordnung der internationalen Politik nicht *per se ist*, sondern im Zuge der *Verortung* von Objekten und Identitäten erst produziert wird – produziert wird als die vermeintlich natürliche Wirklichkeit einer Welt, in deren Mittelpunkt entweder die universelle Menschheit oder das partikulare »Eigene« steht, dessen Interessen es gegenüber den »Anderen« zu sichern gilt? Anders gefragt: Wäre es nicht ebensogut möglich, dass nicht bloß Kilo- und Yellowland Konstruktionen darstellen, die nicht *sind*, sondern *erfunden* wurden? Wurden und werden nicht auch Deutschland und Frankreich immer wieder aufs neue erfunden; wurden und werden nicht auch Amerika und Europa immer wieder aufs neue (re-)produziert? Und stellt nicht letzten Endes auch die Welt eine *geographische Imagination* dar, die insofern durch ihre Bezeichnung bedingt ist, als schlicht nichts gedacht werden kann, was vor seiner Bezeichnung von Bedeutung wäre?

Der rhetorische Charakter all dieser Fragen soll erst gar nicht geleugnet werden. Im Gegenteil: Das übergeordnete Ziel dieses Buches besteht darin, den Glauben an die *Natürlichkeit* von Welt-Bildern im allgemeinen und des neuen kulturellen Koordinatensystems im besonderen zu erschüttern – oder auch, diesen Glauben zu *dekonstruieren*. Wenn nämlich tatsächlich nichts gedacht werden kann, was nicht durch seine Bezeichnung bedingt wäre, dann muss bezweifelt werden, dass die neue Ordnung kultureller Art *ist*. Denn dann können auch die empirischen Evidenzen der (je nach Standpunkt) im Konflikt oder in harmonischem Ausgleich begriffenen kulturellen Entitäten »den Makel jenes *Privilegs der Bezeichnung* vor der vermeintlich empirischen Wahrheit, die selbst wiederum nur bezeichnet werden kann, nicht loswerden« (Nassehi 1997: 191).

In diesem Kontext verfolgt das Buch ein weiteres Interesse. Dabei handelt es sich um eine Auseinandersetzung mit der *Problematik der Geopolitik*. Mit dieser Formel sei die Revitalisierung des Geopolitikbegriffs bezeichnet, der zunächst im Historikerstreit und verstärkt seit Ende der 1980er Jahre wieder in die Schlagzeilen zurückgekehrt ist. Zwar mag die aktuelle Popularität dieses Begriffs, der auf Grund seiner legitimierenden Funktion im Rahmen der nationalsozialistischen Blut- und Boden-Ideologie nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zunächst nicht weiter verwendet wurde, unterschiedliche Ursachen haben. Doch es ist anzunehmen, dass der vermeintlichen Ordnungsfunktion der Vorsilbe »Geo« eine nicht unwesentliche Bedeutung zukommt. Jedenfalls vermag es der Geopolitikbegriff in besonderem Maße, jene scheinbar natürliche Ordnung und Orientierung zu suggerieren, deren Dekonstruktion im Zentrum dieses Buches steht.

Die deutsche fachwissenschaftliche Geographie hat diese Entwicklung zunächst weitgehend ignoriert bzw. schweigend zur Kenntnis genommen. Auch die Vertreterinnen und Vertreter der Politischen Geographie tun sich immer noch schwer, die Revitalisierung des Geopolitikbegriffs öffentlichkeitswirksam zu kommentieren. Ihre Zurückhaltung steht im Zusammenhang mit der nachkriegszeitlichen Vergangenheits-»Bewältigung«, die sich weit mehr an der Sicherung einer (forschungs-)ökonomischen Zukunft als an einer offenen Auseinandersetzung mit eben jener Vergangenheit orientierte. Eine besondere Bedeutung kommt dabei den Bemühungen Carl Trolls und Peter Schöllers zu, die »Politische Geographie als Teilgebiet der geographischen Wissenschaft« von der »nationalsozialistischen Geopolitik« zu trennen (Schöller 1957; Troll 1947). Durch diese Trennung war die Politische Geographie lange Zeit nicht nur durch eine Ausblendung der globalen Maßstabebene, die mit der verfeimten Geopolitik assoziierte wurde, gekennzeichnet, sondern auch durch eine Negation ihres politischen Gehalts (vgl. Sandner u. Oßenbrügge 1992). Zwar entstanden im Verlauf der 1980er Jahre einige Arbeiten, die diese Defizite insbesondere durch Bezüge zur Friedens- und Konfliktforschung zu überwinden versuchten. Insgesamt aber sind engagierte und kritische Beiträge, die sich in offener Auseinandersetzung mit dem Geopolitikbegriff den Feldern der internationalen und globalen Politik widmen, eine Seltenheit geblieben.

Hinter der politisch-geographischen Sprachlosigkeit verbirgt sich

nicht selten die Überzeugung, durch vornehme Zurückhaltung bzw. *lautes Schweigen* bezüglich (disziplin-)politisch heikler Fragen könne eine Art »politische Abstinenz« erzielt werden. Gerhard Sandner und Jürgen Oßenbrügge (ebd.) zufolge zeichnete sich die deutsche Politische Geographie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht zuletzt durch einen Rückzug auf die Position des (sozialtechnokratischen) *detached observer* aus, der, gleichsam auf einem Feldherrenhügel sitzend, die geographische Ordnung der Dinge objektiv erfasst, ohne deren politische, soziale und ökonomische Voraussetzungen zu bedenken. Allein – es stellt sich nicht nur die Frage, ob vornehme Zurückhaltung bei Fragen der gesellschaftlichen Verhandlung von Wissen und (politischer) Macht das Tor zu einem rein wissenschaftlichen und apolitischen Reich öffnet. Es stellt sich auch die Frage, ob es einen freischwebenden Hochsitz, von dem aus rein wissenschaftliche und objektive Erkenntnis zu erzielen wäre, überhaupt geben kann.

Es ist im Sinne dieser Fragen, in dem das Buch (über eine Auseinandersetzung mit dem Geopolitikbegriff) auf eine erkenntnistheoretische *Verunsicherung* der Politischen Geographie und letztlich auf eine Reformulierung der politisch-geographischen Forschungsstrategien abzielt. Diesem Ziel liegt die Überzeugung zugrunde, dass es einer Teildisziplin, die sich *Politische* Geographie nennt, gut zu Gesicht stünde, den Zusammenhang von Macht und (geographischem) Wissen nicht auszublenden und auch die Wirkungsmacht der *EIGENEN* Argumentation zu reflektieren. Denn wissenschaftliches Sprechen, und dazu gehört auch lautes Schweigen, bedeutet immer auch, von einem bestimmten politischen Standpunkt aus zu argumentieren (und sei es auch »nur« derjenige einer Negation des politischen Gehalts der »eigenen« Argumentation) – und damit zwangsläufig ein bestimmtes Welt-Bild zu (re-)produzieren.

Spätestens an dieser Stelle zeigt sich der Zusammenhang, der zwischen einer *Verunsicherung* des disziplinären Diskurses der (Politischen) Geographie und der übergeordneten Zielsetzung – einer *De-konstruktion* der vermeintlichen Natürlichkeit geographischer Welt-Bilder – besteht: Für die praktische Umsetzung der übergeordneten Zielsetzung spielt es letztlich keine Rolle, ob die Verhandlung geographischer Imaginationen nun *innerhalb* oder *außerhalb* der fachwissenschaftlichen Geographie stattfindet. Denn die Verortung essentialistischer Entitäten auf vermeintlich natürlicher Grundlage, sei sie nun

(sicherheits-)politischer, (politik-)wissenschaftlicher, geographischer oder »ganz alltäglicher« Art, führt immer dazu, dass kontingente lokale Wirklichkeiten auf geographische Abstraktionen reduziert bzw. in eine überschaubare Ordnung gebracht werden. Und zwar in eine Ordnung, die vor dem Ordnen (in dieser Form) nicht bestanden hat – und nicht zuletzt in eine Ordnung, die andere Ordnungen ausschließt und andere Wahrheiten marginalisiert.

Der letzte Satz macht noch einmal deutlich, was schon das Beispiel Kiloland gezeigt hat: Geographische Imaginationen stellen keine beliebig zu pflückenden Blumen auf einer semantischen Spielwiese dar. Im Gegenteil: »Wissen ist Macht – geographisches Wissen ist Weltmacht« (zit. etwa in Brogiato 1998). Noch pointierter hat der französische Geograph Yves Lacoste den Zusammenhang zwischen Macht und geographischem Wissen formuliert: »La géographie, ça sert, d'abord, à faire la guerre« (Lacoste ³1985). Zwar vermag die Rhetorik von *CMX/Crisex 2000* den Anschein zu erwecken, als sei »la guerre«, der Krieg also, im (sicherheits-)politischen Vokabular der EU mittlerweile durch »die Krisenbewältigung« ersetzt worden. Euphemismen dieser Art sollten aber nicht über den Zweck der *Crisis Management Exercises* (CMX) hinwegtäuschen. Denn einige Monate nach der Entdeckung Kilolands, auf der Herbsttagung der NATO-Außenminister im Dezember 2000, wurde erneut deutlich, dass die EU anstrebt, Krisen zukünftig in »eigener Verantwortung« zu bewältigen (vgl. Bergdoll 2000) und wohl auch potentielle »Kollateralschäden« in Kauf zu nehmen.

Auch wenn also die aktuelle Rede von der *Wirkungsmacht kultureller Unterschiede* im folgenden als die Rede von der Wirkungsmacht kultureller Unterschiede entlarvt werden soll, so müssen doch ebenfalls die realen Effekte betrachtet werden, die diese Rede zeitigt. Die Betrachtung dieser *Realität des Diskursiven* aber verführt förmlich dazu, der geplanten Dekonstruktion der geographischen Wirklichkeit eine Bewegung der *Rekonstruktion* folgen zu lassen. Daher wird es im folgenden letztlich auch darum gehen, dem konflikthaften Welt-Bild eines Samuel Huntington ein ANDERES und wenn möglich besseres Bild der Welt entgegenzusetzen. Dass es sich dabei nicht um dasjenige handeln kann, das von den auf kulturellen Ausgleich bedachten Kritikerinnen und Kritikern Huntingtons gezeichnet wird und in dessen gedachter Mitte das »Idealsubstrat« (Diederichsen 2000) Mensch steht,

dürfte nach den bisherigen Ausführungen auf der Hand liegen. Dieses Buch kann folglich als imaginative Reise gelesen werden: als Reise von einem fragmentierten Welt-Bild, in dessen Mittelpunkt die partikularen Interessen des »Eigenen« stehen, über das universelle Welt-Bild, wie es von den Apologetinnen und Apologeten des kulturellen Ausgleichs gezeichnet wird, hin zur einer ANDEREN Geographie der Welt, die letztlich ohne Mittelpunkt auskommt. Damit laden die folgenden Ausführungen ein, vom Mittelpunkt der Erde zu einer ANDEREN Geographie der Welt zu reisen. Der Erdmittelpunkt, eine vermeintlich schlicht »da-seiende«, erdräumlich lokalisierbare Gegebenheit, stellt nicht umsonst den imaginativen Ausgangspunkt dar – ist es doch nicht zuletzt der Glaube an (physisch-)geographische Evidenzen, der im Laufe der Reise erschüttert werden soll. Dies bedeutet freilich nicht, dass ausschließlich Geographinnen und Geographen zur Mitreise eingeladen sind. Eingeladen sind vielmehr alle, die sich nicht nur für die vielfältigen Strategien der Verräumlichung des Sozialen und Politischen interessieren, sondern auch wissen möchten, warum sich hinter dem Slogan »Lokal denken, global handeln!« mehr als eine heilsame Provokation verbergen kann.

Ausrüstung und Reiseroute

Wie alle Reisen, so erfordert auch die Reise zu einer ANDEREN Geographie der Welt eine bestimmte Ausrüstung. In diesem speziellen Fall handelt es sich dabei um ein ANDERES Denken, das der Reise ebenso zugrunde liegt, wie es im Verlauf der Reise erst entwickelt wird. Und ganz ähnlich, wie dieses Denken *sowohl* die Grundlage *als auch* das zu entwickelnde »Werkzeug« darstellt, so versteht es sich *nicht nur* als Erkenntnistheorie, *sondern auch* als engagierte, normative Gesellschaftstheorie. Dies klingt paradox – und tatsächlich kann ein solch ANDERES Denken als *ein Denken von* bzw. *in Paradoxien* gelten. Schon aus dem Begriff »Theorie« resultiert ein weiterer Widerspruch. Denn streng genommen kann dieses Denken gerade nicht als theoretisch bezeichnet werden – und zwar deshalb, weil mit »Theorie« nicht nur in der Alltagssprache ein Essentialismus bzw. eine Schließung, d.h. die Festlegung eines Sachverhalts auf ein wesentliches Ist, verbunden wird (vgl. Graham 1990). Es mag sein, dass in dieser Aufladung die griechi-

schen Wurzeln des Wortes nachwirken – zeigt sich die abschließende Ausrichtung auf ein sichtbar Seiendes doch schon im Wort »Theorie« selbst: »through the Greek *thea* (<outward appearance>) and *horao* (<to look closely>) of <theory> itself« (Gregory 1994: 16). Demgegenüber nimmt ein ANDERES Denken eine *essentialismuskritische* Position für sich in Anspruch. Dass es dennoch – und damit zurück zu seiner Widersprüchlichkeit – als »Theorie« gelten kann, geht auf einen Autor zurück, der den Theoriebegriff für ein ANDERES Denken nutzbar gemacht hat: Es ist der Literaturwissenschaftler Edward Said, der mit Hilfe des Begriffs der »traveling theory« auf den *situierten, partiellen, vorläufigen* und *voraussetzungsreichen* Charakter jeder Theorie bzw. jedes Wissens aufmerksam machte (Said 1984). *Traveling theory*, eine »Theorie unterwegs«, steht einerseits für die Einsicht, dass (theoretisches) Wissen nicht als wahr und allgemeingültig im Sinne eines wesentlichen Ist gelten kann, sondern ebenso vor dem Hintergrund »seines« räumlichen und zeitlichen Kontexts begriffen werden muss, wie es »seinen« Kontext umgekehrt nie voll und ganz zu erfassen vermag. Andererseits verweist der Begriff der *traveling theory* nicht allein auf das abstrakte Feld der Theorie, sondern kann auch im Sinne einer *Praxis* gelesen werden: der Praxis empirischer Ortswechsel. Und in der Tat steht das Denken des »postkolonialen Migranten« Edward Said – ebenso wie dasjenige anderer Theoretikerinnen und Theoretiker des sogenannten *Postkolonialismus* – nicht zuletzt unter dem Eindruck konkreter Lebenserfahrungen (Said 2000; vgl. hierzu auch Bronfen u. Marius 1997).

Es ist denn auch die *theoretisch-praktische* Kritik des Postkolonialismus, die dieses Buch maßgeblich prägt und als wichtigste Ausrüstung für die im folgenden zu unternehmende Reise gelten kann. Bezogen auf den speziellen Bereich der disziplinären Politischen Geographie bzw. deren Verunsicherung wird zusätzlich das Gedankengebäude der *critical geopolitics* zu Rate gezogen, das gegen Ende der 1980-er Jahre im Kontext der angelsächsischen Politischen Geographie entwickelt wurde (Dalby 1988, 1990, 1991; Ó Tuathail 1989, 1994). Die Betonung liegt hier auf »zusätzlich«, denn zwischen beiden Ansätzen finden sich insofern Parallelen, als die Inhalte der *critical geopolitics* stark von der postkolonialen Kritik beeinflusst sind: »If there is a single text that has influenced the existing critical geopolitics literature more than any other, it is probably Said's (1978) *Orientalism*« (Dodds

u. Sidaway 1994: 516) – jenes Buch über die Produktion des Orients durch die kolonialen Diskurse also, das weithin als intellektueller Ursprung und Katalysator des Postkolonialismus betrachtet wird (vgl. Gandhi 1998; Williams u. Chrisman 1994).

Folglich verbergen sich hinter beiden Ansätzen gleiche (oder zumindest sehr ähnliche) Zugänge zur Ordnung der Dinge. Allerdings können den großen Gemeinsamkeiten auch kleine, aber feine Unterschiede entgegengesetzt werden. Denn insofern es sich bei ihren grundlegenden Einstellungen insbesondere um diejenigen des *Poststrukturalismus/Postmodernismus* einerseits und des *Marxismus* andererseits handelt, findet sich eine große Anzahl unterschiedlicher Positionen – auch *innerhalb* der beiden Ansätze. Diese Anzahl ist *so* groß, dass es ratsam erscheint, den Begriff *des* Postkolonialismus (wie auch diejenigen *des* Postmodernismus, *des* Poststrukturalismus und *des* Marxismus) noch vor Beginn der Reise zu streichen bzw. durch ihre jeweiligen Pluralformen zu ersetzen – rebellieren doch alle hier angesprochenen Positionen gegen jenen machtvollen Akt, der Heterogenes, Komplexes und Vielfältiges zwangsweise fixiert und auf einen gemeinsamen Nenner bringt. Die theoretisch-praktische Kritik an diesem »Gestus der Begriffsherrschaft«, die umgekehrt immer auch eine Demonstration für Widerspenstigkeit und die Anerkennung irreduzierbarer Vielfalt beinhaltet, hat Judith Butler in einem grundlegenden Beitrag über Feminismus und Postmoderne wie folgt formuliert:

»Der Gestus der Begriffsherrschaft (...) inszeniert in gewissem Sinn nur eine bestimmte selbstherrliche List der Macht. (...) Denn dieser Akt unterstellt, dass irgendein Textstück repräsentativ ist, bzw. für das Phänomen als solches einsteht und dass sich die Struktur ›solcher‹ Positionen bequem in der Struktur der einen ausmachen lässt. (...) Doch was rechtfertigt eine solche vorgängige Annahme? Wir müssten von Anfang an davon ausgehen, dass sich die Theorien gleichsam in Bündeln oder in organisierten Gesamtheiten darbieten und dass ein Komplex strukturell ähnlicher Theorien historisch als Ausdruck für eine bestimmte geschichtliche Bedingung menschlicher Reflexion in Erscheinung tritt. Diese Hegelsche Trope (...) unterstellt jedoch von Anfang an, dass Theorien untereinander austauschbar sind, weil sie als unterschiedliche Symptome für ein gemeinsames strukturelles Anliegen gelesen werden können. Doch genau davon können wir nicht mehr ausgehen, weil gerade die Hegelsche Unterstellung, dass die Synthese von Anfang an erreichbar ist, von einigen der Posi-

tionen, die man so glücklich unter dem Zeichen der Postmoderne vereinigt hat, in unterschiedlicher Art und Weise bestritten wird« (Butler 1993: 34-35).

Dass im Kontext der postkolonialen Kritik problemlos die Interventionen Butlers als einer Vertreterin der sogenannten *gender studies* oder *(Post-)Feminismen* zitiert werden können, deutet auf die weitgehenden Übereinstimmungen zwischen beiden Gedankengebäuden hin. Und in der Tat werden (Post-)Feminismen und Postkolonialismen trotz ihrer unterschiedlichen Schwerpunkte immer wieder »in einem Atemzug« genannt. Sie gelten als »erkenntnistheoretische Geschwister« (Nassehi 1999: 350) oder auch als explizit »politische« Varianten der postmodernen/poststrukturalistischen Kritik (vgl. Bloedner 1999; Butler 1993) – was insbesondere daher rührt, dass in den entsprechenden Beiträgen zu zeigen versucht wird, dass gesellschaftliches Wissen stets in Fragen von Herrschaft und Diskriminierung verwickelt ist.

Dabei operieren beide Ansätze letztlich vor einem Hintergrund, demzufolge alles ebensogut ganz anders sein könnte. Ihre »kontingenten Grundlagen« (Butler 1993) hindern die Vertreterinnen und Vertreter eines ANDEREN Denkens aber nicht daran (und hier zeigt sich einmal mehr dessen Widersprüchlichkeit), diejenigen Positionen sichtbar zu machen, die vom »Fakten-Denken« der modernen Rationalität marginalisiert worden sind. Dabei handelt es sich um jene Positionen, die sich gleichsam im blinden Fleck des universellen westlichen Blicks befanden und vielfach immer noch befinden. Während die (Post-)Feminismen dabei auf die besonderen Erfahrungen von Frauen abzielen, geht es der postkolonialen Kritik um die vielfältigen Erscheinungsformen kolonialer Marginalität, die auch nach der formalen Entkolonialisierung noch nicht der Vergangenheit angehören (vgl. Gandhi 1998; Grimm 1997; Williams u. Chrisman 1994). Verhandelt werden allerdings nicht die »natürlichen«, essentialistischen Kategorien des Geschlechts bzw. der Rasse oder der Ethnie, sondern solche, die im Laufe langer *Kämpfe um Repräsentation* konstruiert wurden. Damit rekonstruieren die Vertreterinnen und Vertreter beider Ansätze partielle, fragmentierte Identitäten, die jenseits des essentialistischen Gegensatzes vom »Eigenen« und »Anderen« liegen (vgl. Hall 1994; Haraway 1995). Wenn also der Schwerpunkt im folgenden auf den Postkolonialismen (bzw. den *critical geopolitics*) liegt, so bedeutet dies nicht, dass es zwischen der postkolonialen Kritik und den *gender stu-*

dies keine Übereinstimmungen gäbe. Der eher postkoloniale Charakter dieses Buches ist dem thematischen Schwerpunkt der zu unternehmenden Reise geschuldet – widmet sich die postkoloniale Kritik doch den »ungleichen und ungleichmäßigen Kräften kultureller Repräsentation, die am Kampf um politische und gesellschaftliche Autorität im Rahmen der modernen Weltordnung teilnehmen« (Bhabha 1996: 345).

Entsprechend wird in der *ersten Etappe* der Versuch unternommen, einige der grundlegenden Widersprüche eines ANDEREN Denkens auszuloten. Dabei soll das »Gebot« der irreduziblen Vielheit beachtet werden – was auch bedeutet, ein ANDERES Denken nicht zu beschreiben, sondern als *work in progress* zu konzeptualisieren und eine »dekonstruktiv-rekonstruktive Brille« zu erarbeiten, mit deren Hilfe die weiteren Etappen ebenso bestritten werden, wie sie selbst im weiteren Verlauf der Reise immer wieder verändert wird. Im Rahmen der *zweiten Etappe* soll durch diese Brille auf die Geographie geschaut werden. »Geographie« ist dabei in jenem zweifachen Sinne zu verstehen, der schon im ersten Teil dieser Einleitung angeklungen ist: zum einen im Sinne der »allgemeinen« (politischen) Geographien bzw. geographischer Imaginationen und zum anderen im Sinne der fachwissenschaftlichen Geographie.

Während die ersten beiden Etappen eher abstrakter und theoretischer Art sind, führt die *dritte Etappe* in empirische Gefilde: In ihrem ersten Teil soll der verunsichernde Blick durch die ANDERE Brille auf den fachwissenschaftlichen Diskurs der Politischen Geographie gelenkt werden. Dabei wird die Brille mit dem bereits thematisierten »Filter« der *critical geopolitics* »aufgerüstet«. Mit Hilfe dieses Filters kann ein ANDERER Begriff von Geopolitik entwickelt werden, der es erlaubt, jene »kultur-räumlich« geprägten Raumordnungs-Strategien zu dekonstruieren, die innerhalb des allgemeinen geopolitischen Diskurses vom Klassenzimmer bis zum Kanzleramt zum Tragen kommen. Der zweite Teil dieser Etappe besteht in dem Versuch, die bis dahin gesammelten Einblicke an einem konkreten Beispiel zu veranschaulichen: am Beispiel der deutschen Türkei-Politik seit 1989.

Demgegenüber weist das übergeordnete Ziel der *vierten Etappe* eher rekonstruktiven Charakter auf. Es besteht darin, den reduktionistischen Welt-Bildern des kultur-räumlichen Ordnungsdiskurses eine ANDERE Geographie der Welt entgegenzusetzen. Zu diesem Zweck

werden zunächst die Bilder des kulturellen Ausgleichs – und damit jene Bilder, die vielfach im Zusammenhang mit der Globalisierungsdebatte (re-)produziert werden – einer kritischen »Eignungsprüfung« unterzogen. Da diese Prüfung aufzeigen wird, dass sich die harmonischen Bilder der globalisierten Welt strukturell nicht von den konflikthaften Bildern der fragmentierten Welt unterscheiden können, kann eine ANDERE und bessere Geographie der Welt nur in einer Bewegung der doppelten Abgrenzung skizziert werden.

Im Anschluss an den Versuch, eine solche Skizze anzufertigen, wird schließlich auf eine Frage eingegangen, die auf dieser Reise »eigentlich« nicht zu beantworten ist. Dabei handelt es sich um die Frage, warum die Rede von der Wirkungsmacht kultureller Unterschiede – sei es in ihrer konflikthaften oder sei es in ihrer auf Ausgleich bedachten Form – ausgerechnet heute, im »Hier und Jetzt«, mit einer solchen Intensität vorgetragen wird. Dass sie trotz der Unmöglichkeit ihrer Beantwortung, wenn auch vorläufig, beantwortet werden soll, hat vor allem einen Grund: Ihre Beantwortung bietet die Möglichkeit, die Reise zu ihrem ebenso unmöglichen wie notwendigen Abschluss zu bringen.

Die Spannung, die der Formulierung des »ebenso unmöglichen wie notwendigen Abschlusses« innewohnt, erinnert wieder an die grundsätzlichen Widersprüche eines ANDEREN Denkens. In diesem Kontext sei darauf hingewiesen, dass die folgenden Ausführungen geradewegs in ein Dilemma führen werden – in ein Dilemma, aus dem auch nach Abschluss der Reise kein Ausweg gefunden werden kann. Dieses Dilemma resultiert aus der theoretisch-praktischen Vorgabe, derzufolge ein ANDERES Denken immer wieder *different* sein möchte, ANDERS sein möchte; dass es ebensowenig auf Einheitliches oder »Eigentliches« reduziert werden sollte, wie es selbst Einheitliches und »Eigentliches« (re-)produzieren möchte. Wenn dies die Vorgabe ist, dann muss einerseits *verunsichert* werden; d.h. es darf *nicht* auf den Punkt gebracht, *nicht* identifiziert und *nicht* fixiert werden. Andererseits aber besteht die Notwendigkeit, genau das zu tun – und sei es nur, um die Ausführungen verständlich und nachvollziehbar zu gestalten.

Dieses Dilemma offenbart sich nicht nur in bezug auf ein ANDERES Denken »an sich«. Es offenbart sich auch in bezug auf die im Laufe dieser Reise zu verhandelnden Autorinnen und Autoren: Ebensowenig, wie es im Sinne eines ANDEREN Denkens sein kann, »große« und

berühmte Protagonistinnen und Protagonisten wie romantische Heldinnen und Helden zu behandeln, kann es darum gehen, einzelne Autorinnen und Autoren als Antagonistinnen und Antagonisten zu brandmarken und stellvertretend für das Übel der modernen Rationalität an einen begrifflichen Pranger zu stellen. Denn die »Grenzen eines Buches sind nie sauber und streng geschnitten: über den Titel, die ersten Zeilen und den Schlusspunkt hinaus, über seine innere Konfiguration und die es autonomisierende Form hinaus ist es in ein System der Verweise auf andere Bücher, andere Texte, andere Sätze verfangen: ein Knoten in einem Netz« (Foucault 1981: 36). Aber auch wenn solche Reduktionen im folgenden »eigentlich« vermieden werden sollen, so wird doch immer wieder der Eindruck entstehen, sie seien »intendiert«. Denn sie müssen zwangsläufig vorgenommen werden – und zwar schon allein deshalb, weil die Sprache es nicht gestattet, »über den Begriff hinauszugelangen« (Adorno ³1982: 27), und weil jeder Satz mit einem Punkt schließt, der das »Immer-auch-anders-sein-Können« der Bedeutungen radikal reduziert. Gilles Deleuze und Félix Guattari haben das aus dieser Reduktion resultierende Dilemma und insbesondere die Schwierigkeiten seiner Überwindung in ihrer Beschreibung des »rhizomatischen« Denkens in selbstkritischer Weise auf den Punkt gebracht:

»Das Viele erfordert eine Methode, mit der man es wirklich machen kann; kein typographischer Trick, kein lexikalisches Geschick, weder Wortmischung noch -schöpfung, auch nicht syntaktische Kühnheit können sie ersetzen. (...) Typographische, lexikalische oder syntaktische Wortschöpfungen sind nur notwendig, wenn sie nicht mehr zur Ausdrucksform einer verborgenen Einheit gehören, sondern selbst eine der Dimensionen der jeweiligen Vielheit werden; wir kennen nur wenige Fälle, wo dies gelungen ist. Wir haben es nicht geschafft« (Deleuze u. Guattari 1977: 35-36).*

* Zwar können – wie Deleuze und Guattari schreiben – »typographische Tricks« das Viele nicht ersetzen. Aber auch wenn dies wohl insbesondere für den Fußnoten-Trick gilt, so stellt sich umgekehrt die Frage, ob sie großen Schaden anrichten können. Vielleicht können sie ja ein wenig dazu beitragen, die folgenden Ausführungen verständlicher zu machen. Aus dieser Hoffnung heraus werden bestimmte Worte und Begriffe dort in

So bleibt auch an dieser Stelle nichts weiter übrig, als alle Mitreisenden einzuladen, sich trotz (oder gerade wegen) der widrigen Umstände in einem ANDEREN Denken zu üben und die folgenden Ausführungen nicht als Ausdruck von »Eigentlichkeit« und Einheitlichkeit, sondern als ein Werkzeug zur Anerkennung von Vielheiten zu lesen, wie es ein Denken in Differenzen bereitstellen möchte.

BESONDERER ART UND WEISE hervorgehoben, wo es – aus welchen Gründen auch immer – besonders ratsam erscheint, sie nicht im »eigentlichen« Sinne, sondern im Sinne der Vielheit – was auch immer das im einzelnen heißen mag – zu lesen.